

# Große Städte, Weideland, der Wind und die Musik

Autobiografische Bücher aus China, dem Gastland der Frankfurter Buchmesse 2009, wecken die Neugier auf mehr

Von Barbara Schaefer

Man müsse „die Kulturen in einen Dialog treten lassen“, schreibt die chinesische Pianistin Zhu Xiao-Mei. Deshalb und um an die Opfer der Kulturrevolution zu erinnern, habe sie angefangen zu schreiben. Viel Autobiografisches, wie die Geschichte der Musikerin, kommt als Vorbote des Herbstes, wenn China Gastland der Frankfurter Buchmesse sein wird, auf den Markt. Drei Beispiele.



1982. Der Fotograf Ma Jian feiert seinen dreißigsten Geburtstag in Peking. Er arbeitet bei der Auslandspropaganda, aber seine Freunde sind Maler, Dichter. Jeans zu tragen ist bereits verdächtig, die Polizei sprengt ihre Dichtertreffen. „Geistige Verschmutzung“ gilt als Verbrechen. Ma Jian kauft sich eine Zugfahrkarte und bricht zu einer Reise durch China auf, die drei Jahre andauern wird. Er hat die buddhistischen Laiengelübde abgelegt. Tibet ist sein Ziel. Der Titel „Roter Staub“ zitiert ein buddhistisches Motto, „Fühlende Wesen, verloren im roten Staub der Welt“. Verloren sein – das ist Ma Jians Grundgefühl. Er ist fremd in Peking, fremd in der Liebe. Also geht er los. Kurz hinter Peking steht er am Rand einer Schotterwüste, die sich endlos nach Westen dehnt. Er gräbt die Finger in die kalte Erde und flüstert: „Ich bin hier, endlich, und alles ist schön.“ Das ist das Glück des Reisenden.

Ma Jian reist als Fremder im eigenen Land. Er schlägt sich durch mit gefälschten Empfehlungsschreiben, schneidet Haare und verkauft Seidentücher, um Geld zu verdienen. Er schickt Briefe nach Hause mit Wüstensand und gepressten Blumen aus der kasachischen Steppe. Ma Jians Stil besticht mit lakonischen Beschreibungen. Er isst Hammelfleisch und denkt an den Schafkopf, „der in dem Topf blubberte. Er sah aus, als würde er lächeln.“ Er harrt im Staubsturm in einer Hütte aus, fährt mal mit dem Bus, mal wandert er, mal schwenkt er einen Ein-Yuan-Schein, bis ein Lafter anhält.



Ma Jian

Alle Werke von Ma Jian stehen in China auf dem Index, seit 1987 sein Buch über Tibet erschienen ist, das, wie „Red Dust“, wenig Romantisches vom Leben in den Bergen berichtet. Von Frauen, die bei der Schwangerschaft sterben, von Himmelsbestattungen, bei denen die Leichen den Geiern übergeben werden. Ma Jian ist ein schonungsloser Beobachter. Gerade das macht sein Buch anrührend; er öffnet seine Augen und verschließt sein Herz nicht. Die vielen Dialoge lassen seine Unterwegs-Bekanntschaften lebendig werden.

Ma Jian schlägt sich weiter durch, nach einem Vortrag über Dichtung ergeht ein Haftbefehl, wegen „Verbreitung liberaler Propaganda unter beeinflussbaren jungen Menschen“. Er ertrinkt beinahe im Grenzfluss von Birma, rettet sich ans Ufer, wird als Spion verhaftet. Irgendwann fragt sich der Leser, ob sich das alles so zugetragen haben mag. Immerhin hat Ma Jian das Buch erst zwanzig Jahre nach seiner Reise geschrieben. Es erschien 2001 in London, wo Ma heute lebt. Schließlich Tibet. Seine Hochstimmung flaut ab, nachdem er mit Lamas geredet hat. Er vermutet, als der Dalai Lama nach Indien floh, müsse er „die besten Lamas mitgenommen haben“. Nach drei Jahren des Reisens stellt Ma Jian fest: „Ich muss in großen Städten leben, in denen es Krankenhäuser, Buchhandlungen und Frauen gibt.“

Ma Jians Geschichte handelt von der Zeit, in der die Schrecken der Kulturrevolution vergangen, aber noch präsent sind. Bis 1976 wurden Hunderttausende junger Menschen



Lastentaxi vor Hochhausneubauten: Tradition und Moderne liegen in China nah beieinander.

Fotos Verlage (3), Zweygarth

aus intellektuellen Familien aufs Land geschickt. Wer neben der Mao-Bibel ein weiteres Buch besaß, galt als bourgeois. Unterwegs trifft Ma Jian einen Mann, einen der wenigen Jugendlichen aus der Stadt, „die nach der Kulturrevolution auf dem Land bleiben“.



Genau dies hat Jiang Rong gemacht: Er blieb nach der Kulturrevolution auf dem Land, in der Inneren Mongolei, sein Roman „Der Zorn der Wölfe“ trägt unverblümt autobiografische Züge. Der Schmöcker wurde in China zum Bestseller. Dass Jiang ein Pseudonym ist, der Autor Lü Jiamin heißt, wurde erst nach Erscheinen bekannt. Das Buch handelt von Chen Zhen, der mit Nomaden im fernen Norden lebt. Er verfällt den Wölfen, die in der Mythologie der Mongolen positiv besetzt sind. Sie sind die Klugen, diejenigen, die überleben. Der junge Mann ist fasziniert vom Leben der Hirten. Er wird Zeuge, wie ein Wolfsrudel eine Gazellenherde in eine riesige, mit Schnee gefüllte Mulde treibt. Die Mongolen ziehen Filzmatten über die Schneedecke, wie Boote, gelangen so zu den Gazellen. Viele davon aber lassen sie liegen, für die Wölfe im Frühjahr. Detailgetreu schildert der Autor die harten Seiten der Natur.



Jiang Rong

Der Erfolg in China erklärt sich auch aus kritischen Passagen. „Dieses wunderschöne Weideland wird im Nu zu einem dreckigen kleinen chinesischen Bauerndorf werden.“ Die Mongolen fürchten nichts mehr, als dass die Han-Chinesen das Land urbar machen.

Für chinesische Leser mag sich vieles neu lesen. Der Naturschutzgedanke etwa, der aufs große Ganze schaut. So warnen die Mongolen davor, den Wolf auszurotten. Im Grasland hängen die Dinge miteinander zusammen. Schwer zu ertragen ist jedoch Jiang Rongs Vermenschlichung der Tierwelt. Da sind die Wölfe „getrieben von Rachegefühl-

len“. Andererseits teilt er Menschen in tierische Kategorien, verurteilt die Han-Chinesen für ihren trägen Schafcharakter, verherrlicht die wölfische Unabhängigkeit der Mongolen.

Die Mythen, der Gegensatz zwischen archaischem Leben und realsozialistischem Alltag, der Dörfer zu Produktionseinheiten macht, erinnert an Romane von Tschingis Aitmatov und Juri Rytchëu, die über die untergehenden Völker am Rande Russlands schrieben. Die chinesische Variante ist leider nicht so literarisch. Die Mongolen hätten den Städter zum Teufel gejagt, hätte er mit derartigen Dialogen in den Jurten dozitiert: „Die Teutonen, Germanen und Angelsachsen später wurden immer stärker, in ihnen fließt das Blut der Wölfe. Die eher kleinmütigen Chinesen aber bräuchten diesen wilden Geschmack in ihren Adern.“

Spannend wird das Buch, als sich der junge Mann entschließt, einen Wolfswelpen großzuziehen. Doch dann machen die Chinesen Jagd auf die Wölfe – vom Jeep aus. Am Ende zieht ein Sandsturm über Peking. Das Weideland ist Wüste geworden.



Von den Verheerungen für die Menschen und die Kultur durch die sogenannte Kulturrevolution erzählt die Pianistin Zhu. Es ist die übliche, deswegen nicht weniger fürchterliche Geschichte: Das Mädchen aus gutem Hause wird indoktriniert und zur fanatischen Revolutionärin. Zhu will Pianistin werden, doch ein Klavier zu besitzen ist Ausweis größter Bourgeoisie. Sie ist abgestempelt als Chushen Buhaio, als Mensch „schlechter Herkunft“. Selbstkritik und Denunziation bestimmen ihr Leben. „Ich bin egoistisch und individualistisch“, schreibt das Mädchen in einem erzwungenen Brief, es sei entschlossen, sich von seiner Familie zu distanzieren.

Zhu geht zunächst aufs Konservatorium. Doch Musik hat keine Berechtigung im System, Mitschüler bringen sich um, Lehrer werden gedemütigt. Schließlich wird auch sie an die Grenze zur Mongolei verfrachtet. Der Abschied fällt ihr schwer, doch sie ruft sich zur Ordnung: „Lächerlich! Eine wahre Revolutionärin kennt keine Sentimentalität!“ Solche Sätze machen es dem Leser schwer.

Zhu Xiao-Meis Geschichte ist bewegend, aber erzählt ist sie mit dem Holzhammer. Unnötigerweise. Es trifft nicht zu, wie sie am Anfang schreibt, dass man im Westen wenig über die Kulturrevolution weiß. Über diese Epoche gibt es mittlerweile viele Bücher, etwa Jung Changs 1991 ins Deutsche übersetzten Klassiker „Wilde Schwäne“ oder die Werke des Nobelpreisträgers Gao Xingjian.

Zhu bespitzelt Freunde, sie übersteht Feldarbeit und Lagerleben. Sie beginnt wieder, Klavier zu spielen: revolutionäre Musik und (heimlich) Klassik. Nach Maos Tod reist sie nach Hongkong, später weiter in die USA, wo sie Klavier studiert. Heute lebt sie in Paris und geht auf Tourneen. Aber sie kann nicht vergessen: „Die Kulturrevolution hat mich besudelt, eine Schuldige aus mir gemacht.“



Zhu Xiao-Mei

Wer bisher wenig über China gelesen hat, wird aus dieser Autobiografie viel erfahren.

Autobiografische Werke eignen sich, einen Eindruck von den Zuständen in China zu vermitteln. Wenn schriftstellerisches Vermögen dazukommt, wie bei Ma Jians „Red Dust“, entsteht daraus mehr als Wissensvermittlung, nämlich Literatur. Man darf gespannt sein, was deutsche Verlage zum Herbst noch auf diesem Niveau zu bieten haben.

■ **Ma Jian: Red Dust. Drei Jahre unterwegs durch China. Aus dem Englischen von Barbara Heller. Schirmer Graf Verlag, München. 422 Seiten, 24,80 Euro.**

■ **Jiang Rong: Der Zorn der Wölfe. Roman. Aus dem Chinesischen von Karin Hasselblatt. Goldmann Verlag, München. 703 Seiten, 24,95 Euro.**

■ **Zhu Xiao-Mei: Von Mao zu Bach. Wie ich die Kulturrevolution überlebte. Aus dem Französischen von Anna Kamp. Verlag Antje Kunstmann, München. 286 Seiten, 19,90 Euro.**

## Gut Kirschenessen

„Corpus Delicti“: Juli Zeh bekämpft die Gesundheitsdiktatur

Von Katrin Schuster

Der Blick von unten nach oben, von der Erde hinauf zu Gott oder einfach nur zum Wetter, ist ein bewährter Einstieg in Geschichten aller Art. In Juli Zehs Roman „Corpus Delicti“ ist es genau andersherum, man überblickt die Welt von himmelweit entfernt: „Rings um zusammengewachsene Städte bedeckt Wald die Hügelketten. Sendertürme zielen auf weiche Wolken, deren Bäume schon lange nicht mehr grau sind vom schlechten Atem einer Zivilisation, die einst glaubte, ihre Anwesenheit auf diesem Planeten vor allem durch den Ausstoß gewaltiger Schmutzmengen beweisen zu müssen.“

Daran, dass Wolken (respektive „Wolkenbäume“) niemals wegen dreckiger Luft, sondern nur, wenn sie sich verdichten, grau aussehen, sollte man sich nicht weiter stören, denn die Metaphorik ist nicht das größte Problem dieses Buchs; sie ist nur ein Indiz – genau wie solch hohles Vokabular à la „gewaltige Schmutzmengen“ – dafür, dass Juli Zeh dem großen Thema nicht gewachsen war. Womöglich hat sie das sogar geahnt und sich deshalb so demüriert darüber erhoben.

Nein, nicht demüriert, sondern pädagogisch: Man weiß schnell, was man von dieser schönen neuen Welt zu halten hat, weil Zeh den Leser eben nicht selbst denken lässt. Ihre rhetorische Distanzierung spricht Bände, zum Beispiel per Großbuchstaben: Das Gesellschaftssystem heißt „METHODE“, die TV-Sendung „WAS ALLE DENKEN“, die Zeitung „DER GESUNDE MENSCHENVERSTAND“. Es herrscht die Diktatur der totalen Gesundheit, der Staat überwacht seine Bürger durch implantierte Chips, Abwasserkontrollen und DNS-basierte Partnerschaftsvermittlung. Nicht aus bösem Willen, sondern aus rein

rationalen Gründen: Gesundheit ist schließlich ein ehrenwertes Ziel, gegen dessen Erreichen niemand etwas einwenden kann.

Für dieses an sich aufregende Thema ist „Corpus Delicti“ ein treffender Titel, macht er doch die Differenz zwischen Sache und Körper wunderbar sinnfällig. Allerdings blitzen nur an sehr wenigen weiteren Stellen solche sprachlichen Reflektionen der Verdinglichung des Lebens auf. Zeh nämlich benutzt das brisante Setting zuallererst als Unterbau für einen weiblichen Bildungsroman, in dem Männer am liebsten beim Nachnamen und Frauen stets beim Vornamen genannt werden. Im Zentrum steht Mia, die ihre Hygiene vernachlässigt, nachdem ihr Bruder Moritz, ein Oppositioneller, sich umgebracht hat. Immer tiefer gerät sie in die Mühlen der Justiz (die Richtererin heißt Sophie), bis sie endlich „mit dem Herzen denken“ lernt und sich auf Moritz' Seite schlägt.

„Sag ihm, dass ich ihn liebe“, lässt sie dem toten Bruder ausrichten. „Oder nein, sag ihm: Baumhaus ist, wenn man die Leiter hochzieht, Bauchschmerzen kriegt vom Kirschenessen, Vogeldreck im Haar trägt und trotzdem nie wieder runterkommen will.“

Dass eine derartige Idylle des Gefühls nicht weniger autoritär ist als die METHODE, scheint Zeh nicht wissen zu wollen. Ebenfalls bereitet es ihr scheint's keinerlei Unbehagen, dass sie als die wahren Bösen jene darstellt, die das System missbrauchen, und nicht jene, die es tragen. Und dann noch dieser Märchentonal: So verspielt Juli Zeh all das Potenzial, das in der Idee von „Corpus Delicti“ einst gesteckt haben mag.

■ **Juli Zeh: Corpus Delicti. Ein Prozess. Schöffling & Co., Frankfurt am Main. 264 Seiten, 19,90 Euro. Die Autorin ist am 28. April im Literaturhaus Stuttgart zu Gast.**

## Stammbaumkorrekturen

„Das Lachen des Geckos“ von José Eduardo Agualusa

Von Manfred Loimeier

Der angolische Schriftsteller José Eduardo Agualusa verknüpft die Fiktion seiner Romane gerne mit historischen Fakten. Dafür hat der 48-Jährige zahlreiche Preise bekommen. Agualusas jetzt ins Deutsche übersetzte Roman „Das Lachen des Geckos“ erhielt beispielsweise den International Fiction Prize der britischen Tageszeitung „The Independent“. Auf den ersten Blick geht es darin um einen Mann, der mit Vergangenen handelt. Insofern ist der Originaltitel „O Vendedor de Passados“ aufschlussreicher als „Das Lachen des Geckos“, aber leider hat der deutsche Verlag auf die Erwähnung des portugiesischen Titels unüblicherweise verzichtet.

Félix Ventura, so heißt der Protagonist, ist ein alter Antiquar, der Geschichten nicht nur in Form von Büchern verkauft, sondern auch als konstruierte Biografien seiner Kunden. Politiker, Militärs und Geschäftsleute sind es, die in ihren Stammbäumen gern einen ruhmreichen Präsidenten, Feldherrn oder Unternehmer sähen, weshalb Ventura der Realität zum allgemeinen Nutzen etwas nachhilft. Sein sprechender Name bezeichnet Félix Ventura als glücklichen Abenteuerer, und auch sonst spart Agualusa in seiner Geschichte nicht mit Anspielungen, am liebsten auf Werke der Weltliteratur.

So ist die beiläufig wirkende Erwähnung etwa von „Tausend und eine Nacht“ kein Zufall, denn auch im „Lachen des Geckos“ brauchen Venturas Kunden ihre neuen Lebensgeschichten zum Überleben in einer anderen Gesellschaft. Opportune Vergangenheit sind nötig, wenn man in dem vom Bürgerkrieg gezeichneten Land entweder auf der falschen Seite stand oder aber einen Karriereschub braucht. Und auch stilistisch

findet sich in dem Buch eine Verschachtelung ineinander verbobener Erzählungen.

Neben Félix Ventura gibt es nämlich noch einen anderen Protagonisten, und das ist eben ein Gecko. Von den Wänden und der Decke des Zimmers aus beobachtet und kommentiert er das Geschehen um Ventura und dessen Klienten. In seinem früheren Leben muss der Gecko allerdings ein sehr belesener Mensch gewesen sein. Zunehmend lassen die Beobachtungen des Geckos darauf schließen, dass es in Agualusas Buch nicht nur um eine poetische Vergangenheitskonstruktion geht, sondern auch um tödliche Konflikte in der realen Gegenwart Angolas.

Natürlich hat José Eduardo Agualusa also auch in diesem Roman Fantasie und Fakten miteinander verknüpft, was hier aber erst gegen Ende des Buches sichtbar wird. Da erkennt Félix Venturas Geliebte Angela in einem seiner Kunden den Mörder ihrer Mutter und ihren eigenen Folterter. Damit handelt Agualusa „Lachen des Geckos“ von Vergänglichkeit und Wandel, von den Bedingungen der Geschichtsschreibung, vom Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft.

Michael Kessler hat „Das Lachen des Geckos“ ins Deutsche übersetzt und die Atmosphäre aus Liebe und Gewalt, aus Wehmut und Zuversicht treffend wiedergegeben. Seit mehr als fünfzehn Jahren übersetzt Kessler schon aus dem Portugiesischen, auch aus dem in afrikanischen Ländern gesprochenen, und diese Professionalität macht sich gerade hier bemerkbar, wenn es nicht nur um Inhaltlichkeit, sondern in besonderem Maße um eine geradezu lyrische Stimmung geht.

■ **José Eduardo Agualusa: Das Lachen des Geckos. Roman, aus dem Portugiesischen von Michael Kessler. A1 Verlag, München. 181 Seiten, 17,80 Euro.**

Das Sellergerecht

## Mordopfer en masse

Von Martin Hohnecker

Manche Menschen haben Probleme mit den populären Bestsellern – weil sie, die Menschen nämlich, gewisse Ansprüche an Bücher stellen. Es geht aber auch andersherum. Manche Bestseller stellen so absonderliche Ansprüche, dass die verehrte Leserschaft rasch an ihre Grenzen stößt.

Eine solche Herausforderung steckt in Karen Roses Thriller „Todesbräute“ (Knaur, 14,95 Euro; „Spiegel“-Belletristik Platz 11), Nachfolger ihres ersten Sellers „Todesschrei“. Das Problem liegt dabei nicht etwa im literarischen Raffinement, i wo, sondern in der Verschachtelung von Orten, Personen und Handlung. So sollte der lesende Mensch die Landkarte der USA halbwegs verinnerlicht haben, um sich zwischen Atlanta, Cincinnati und Philadelphia zurechtfinden zu können, besonders aber zwischen den Nestern Dutton, Athens, Arcadia und Bernard im südlichen Staate Georgia.

Noch schwieriger ist es, den Durchblick beim handelnden Personal zu behalten. Da ist beispielsweise Daniel Vartanian, Liebhaber in spe von Alexandra, Kollege von Luke Papadopoulos als Special Agent des Georgia Bureau of Investigation. So weit, so klar. Doch er war auch der Bruder von Simon Vartanian, einem Tunichtgut mit Holzbein, der von seinem Vater, einem einflussreichen Richter und Abgeordneten, vertrieben und totgesagt wurde, nach Jahren aber zurückkehrte, siebzehn Menschen, darunter auch Vater und Mutter, umbrachte und schließlich von zwei Polizisten inklusive dem eigenen Bruder „eliminiert“ wurde, was Daniel in eine begriffliche Krise stürzte.

Erschossen und vergiftet

Noch tiefer in der Krise ist jene Alexandra, genannt Alex, mit Nachnamen Fallon, vormals Tremain, tätig als Krankenschwester. Sie ist nach dem Tod des Vaters zusammen mit ihrer später vergewaltigten und ermordeten Schwester Alicia von Tante Kim adoptiert worden, nachdem ihre Mutter Kathy zu einem seltsamen Herrn Crighton und dessen später entführter drogenabhängiger Tochter Bailey sowie deren verdächtigem Bruder Wade gezogen war und sich nach Alicias Tod angeblich selbst erschossen hat, woraufhin sich das damalige Kind Alex angeblich selbst vergiften wollte, was aber scheiterte, weil Alex ja als Ziehmutter von Baileys Tochter Hope, als Geliebte von Daniel Vartanian und als Helferin bei der Entlarvung der „Säulen der Gesellschaft“ in Dutton dringend gebraucht wird.

Uff, und das war erst der Anfang. Der Rest ist eine mordlustige, wild konstruierte Geschichte um einen professionellen Mörderprofilkiller, in der die Leute gerne „Jep“ sagen, wenn sie Ja meinen, und in der die Blicke flackern und sich dauernd Fäuste ballen. Wer seine Freizeit in der Gesellschaft seltsamer Sheriff-Franks und undurchsichtiger Zeitungsboten-Macks zubringen mag, dem sei Vergnügen gewünscht. Massaker wie die in Winnenden und Geislingen gehören dann zum Lektürealltag.

Olle Kamellen von der Mafia

Der Sellergerechtigspräsident hätte es fast als erholend empfunden, von dieser chaotisch-amerikanischen Multimörderei zu der berechenbar organisierten Kriminalität der italienischen, albanischen, russischen und chinesischen Mafia übergehen zu können, so wie sie der Frankfurter Szenekenner Jürgen Roth in seinem Buch „Mafialand Deutschland“ (erschienen im Eichborn Verlag, 19,95 Euro) beschreibt.

Tut er aber nun doch nicht ausführlich, weil das Werk seit ein paar Tagen aus den Top 20 der „Spiegel“-Sachbuchliste abgerutscht ist. Allzu schlimm ist das schon deshalb nicht, weil in dem Werk zum Teil olle Kamellen wie die Story um Günther Oettingers Exfreund und Lieblingskneipier Mario L. aus Weilmündorf und die Duisburger Pizza-Hinrichtung von 2007 eine tragende Rolle spielen. Bei Oettinger und dessen angehenden, von Roth 1993 selbst aufgedeckten und inzwischen längst widerlegten Kontakten zu Ndrangheta-Leuten zitiert der Autor mit Vorliebe Rainer Nüfels Kapitel aus dem Buch „Wir können alles – Filz, Korruption & Kumpanei im Musterlande“ der StZ-Kollegen Josef Otto Freudenreich und Co. Wen diese leicht angestaubte Episode interessiert, der sollte gleich das Original lesen.

MEINE BUCHTIPPS

### Marina Maisch

Buchhändler kennen den Buchmarkt und das literarische Leben. Jede Woche fragen wir sie nach den Büchern, die ihnen aufgefallen sind. Heute antwortet: Marina Maisch von der Buchhandlung one.fishmart in Rutesheim.

#### ■ Erfolgstitel der Woche

Eckart von Hirschhausen: Glück kommt selten allein  
Jürgen Seibold: Unsantf entschlafen

#### ■ Ärgeris der Saison

Kinder- und Jugendbücher belegen die Bestsellerlisten.

#### ■ Mein Lieblingsbuch

Joey Geibel: Heartland

Ein großer amerikanischer Roman, hochintelligent und voller Witz.